



Bernhard Kegel

# Abgrund

Roman

Bernhard Kegel

# Abgrund

Roman

**mare**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2017

© 2017 by mareverlag, Hamburg

*Karte* Peter Palm, Berlin

*Typografie* Farnschlüder & Mahlstedt, Hamburg

*Schrift* Stempel Garamond

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-86648-251-7



[www.mare.de](http://www.mare.de)

# 1

## Isla Santa Cruz, Charles Darwin Research Station

Anne lag regungslos in ihrem Bett, starrte in die Dunkelheit und lauschte den leisen Stimmen, die von draußen in den Raum drangen. Wahrscheinlich gehörten sie einigen der jungen Ecuadorianer, die in den Bungalows hinter dem Küchenhäuschen wohnten.

Sie führte die linke Hand zum Mund und leckte einen Blutstropfen von der Haut. Nach dem Aufwachen war sie völlig durch den Wind gewesen und hatte unwillkürlich nach einer der neuen Lampen getastet, die Hermann in ihrem Kieler Schlafzimmer links und rechts neben dem Bett an die Wand geschraubt hatte. Doch statt blankes Metall und den Kippschalter zu berühren, war sie über scharfkantige Steine geschrammt und hatte sich prompt den Fingerknöchel aufgerissen.

Nicht einmal eine Nachttischlampe gab es hier, fluchte sie innerlich und ärgerte sich gleichzeitig über ihre Dummheit. Der Groll, der sie schon den ganzen Tag begleitet hatte, war wieder da, und es half auch nichts, sich daran zu erinnern, dass sie den Raum nur zum Schlafen nutzte. Studenten mochten sich darin wohlfühlen, in ihrem Alter hatte man jedoch andere Ansprüche, und sie sah nicht den geringsten Grund, warum sie sich davon verabschieden sollte, nur weil sie jetzt mit einem Biologieprofessor liiert war. Sicherlich, dieses Zimmer lag nicht in einem Hotel, sondern in einer Forschungsstation – aber was hatte sie dann hier verloren, allein, ohne Hermann? Vielleicht hätte sie sich doch eine Unterkunft in der Stadt suchen sollen, das hätte ihr auch die langen Wege erspart. Sie war gestern kurz davor gewesen und hatte nur aus Rücksicht Her-

mann gegenüber darauf verzichtet, der einen solchen Umzug sicher als Affront empfunden hätte. Andererseits hatte er auch herzlich wenig Rücksicht auf sie genommen.

Während Hermann schon dabei gewesen war, seine zweite Bootstour vorzubereiten, und unten am Wasser mithilfe eines ohrenbetäubenden Kompressors Druckluftflaschen befüllt hatte, war sie gestern unter sengender äquatorialer Sonne durch die Gegend marschiert. Zuerst hatte sie den Zuchtgehgen hier auf dem Stationsgelände einen Besuch abgestattet und sich gefragt, ob es wohl etwas Langweiligeres gab, als Landleguanen und Schildkrötenopas wie Lonesome George beim Schlafen zuzusehen. Sie wunderte sich, dass die großen Reptilien ihren Kopf dabei einfach in den Vulkandreck legten. Schliefen alle Schildkröten so oder nur die auf Galápagos? Denen war nach einigen Hundert Jahren Kontakt mit der Außenwelt anscheinend noch immer nicht aufgegangen, dass ihnen von anderen Kreaturen Gefahr drohen könnte. Wozu schleppen sie den schweren Panzer mit sich herum, wenn sie ihn nicht einmal nachts benutzten?

Dann hatte sie sich den kleinen Strand im Nationalpark angesehen. Er war voller kreischender junger Galapagueños gewesen, kein Ort, an dem eine Frau in ihrem Alter, deren Kinder schon lange aus dem Haus waren, sich wohlfühlte. Später, als Hermann und die anderen schon gen Westen aufgebrochen waren, hatte sie sich kurz hingelegt und war dann mit müden Beinen durch Puerto Ayora gelaufen, das touristische Zentrum der Galápagosinseln, ein Ort, der nur aus Tauchbasen, Tourveranstaltern, Restaurants und Boutiquen für Reiseandenken und bedruckte T-Shirts zu bestehen schien. Blaufußtöpel, Leguane, Seelöwen und Schildkröten, in allen nur erdenklichen Materialien, Farben und Variationen. Und natürlich der bärtige großväterliche Charles Darwin, immer wieder Darwin. Noch aus dem Jenseits schien er seine schützende

Hand über den Archipel zu halten. Was wäre wohl aus diesen Inseln geworden, wenn er nicht gewesen wäre?

Danach war sie todmüde ins Bett gefallen. Und das alles, um sich nicht länger als nötig in ihrem Quartier aufhalten zu müssen. Die einzige Lichtquelle des aus rohem Vulkangestein gemauerten Bungalows war eine von der Decke baumelnde Energiesparlampe, in der spartanischen Dusche platzten die Kacheln von den Wänden. Was hätte sie dort tun sollen? Sich auf einem der harten Holzstühle vor die Tür setzen? Auf dem Bett liegen wie jetzt? Sie war regelrecht auf der Flucht gewesen. Das darf sich nicht wiederholen, dachte sie. Sie musste versuchen, das Beste aus ihrer Situation zu machen, das Positive sehen. Sie hatte noch zwei ganze Tage für sich.

Nachdem sie den Bungalow zum ersten Mal inspiziert hatte, war sie so deprimiert gewesen, dass sie schnell wieder auf die Terrasse mit den losen Steinplatten getreten war und sehnsüchtig zu einem Gebäude hinübergesehen hatte, das etwa hundert Meter entfernt lag und über einen holperigen Schotterweg zu erreichen war. Dort hatte sie mit Hermann die ersten beiden Nächte verbracht, bevor das Schiff ausgelaufen war. Obwohl die Zimmer dieses Hauses kaum mehr Bequemlichkeit boten, hatte es ihr dort besser gefallen. Es war romantischer gewesen, der Raum großzügiger geschnitten, mit hoher Holzdecke und einer Terrasse, von der man über den undurchdringlichen Busch mit den alles überragenden stacheligen Opuntienbäumen hinweg auf das Meer sehen konnte. Ihr Nachbar hatte sich dort eine Hängematte aufgehängt, was in ihr wenigstens einen Hauch von Urlaubsstimmung aufkommen ließ.

Während Hermann drinnen das Gepäck abstellte, hatte sie draußen vor dem neuen Quartier die Lippen zusammengepresst und mit den Tränen gekämpft. Erst dieses Schiff, auf dem sie sich anfangs die Seele aus dem Leib gekotzt hatte, und jetzt das ... Dabei hatte sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht

einmal gehnt, dass sie das Zimmer für Tage allein würde bewohnen müssen. Aber auf das Schiff hatte sie nicht noch einmal gewollt. Sechs Tage auf der *Queen Mabel* waren genug gewesen.

»Anne, Liebling, mach bitte nicht so ein Gesicht.« Hermann war neben sie getreten, hatte den Arm um sie gelegt und sie an sich gedrückt. »Ich rede noch mal mit der Verwaltung, okay? Vermutlich hat Valeria uns das erstbeste Zimmer gegeben, das frei war. Vielleicht können wir ja wieder da drüben einziehen. Wäre dir das lieber?« Sie nickte stumm. Aber zu einem Umzug war es nicht mehr gekommen.

Was den Mangel an Komfort ihrer Unterbringung anging, hatte Hermann sie vor Antritt der Reise vorgewarnt, wie sie zugeben musste, und sie hatte sich von seiner Schilderung zunächst nicht abschrecken lassen. Sie verstand, dass er als Meeresbiologe hierhergehörte, in die berühmte Charles-Darwin-Forschungsstation, zumal Dieter Grumme, der deutsche Leiter der marinen Abteilung, ein alter Bekannter von ihm war. Er wollte nicht in irgendeinem der Hotels wohnen, unter ahnungslosen Touristen, die eine Spottdrossel nicht von einem Finken unterscheiden konnten und oft genug nicht die geringste Vorstellung davon hatten, wo sie sich hier befanden.

Auch als er darauf bestand, diese sonderbare Inselwelt nicht mit einem der luxuriösen Touristenschiffe zu erkunden, sondern mit der *Queen Mabel*, hatte sie überaus verständnisvoll reagiert. Es war noch das größere der beiden Boote, die Wissenschaftler der Station für ihre Exkursionen nutzten, neben den modernen Kreuzfahrtschiffen wirkte es aber wie eine museumsreife Nusschale, die bei jeder Welle heftig schaukelte und ihren Passagieren außer einem Etagenbett und einem einzigen Tisch, an dem die Wissenschaftler aßen und jede freie Minute verbrachten, nichts zu bieten hatte. Hinten im Heck war jeder verfügbare Raum mit Tauchutensilien zugestellt, auf

den Bänken standen Kisten mit Forschungsgerätschaften. Sogar die Gänge außen neben der Kajüte waren nahezu unpassierbar, weil man über Stapel von Pressluftflaschen und große Kanister mit Trinkwasser und Treibstoff klettern musste. Die Besatzung aß am Küchentresen im Stehen.

Hermann störte das alles nicht. Sie bewunderte seine Anspruchslosigkeit. Für ihn war entscheidend, dass er hier sein und dieses außergewöhnlich reichhaltige Meer befahren konnte. Kalte und warme Wasserströmungen aus drei verschiedenen Richtungen verwandelten es in einen gigantischen Whirlpool, so unberechenbar, dass er die Seeleute vergangener Jahrhunderte ein ums andere Mal in Verwirrung gestürzt hatte. Ein mit seinem Schiff vom Winde verwehter Bischof aus Panama hatte die Inseln durch Zufall in einer bis dahin unerforschten Meeresgegend entdeckt. Die Leute sprachen von den *Islas Encantadas*, den Verzauberten Inseln, und glaubten, sie trieben frei im Ozean, seien mal hier, mal dort zu finden. Und doch war dieser Ort, so abgelegen er war, zum Synonym für eine der großen Ideen der Menschheit geworden.

Vieles, was man über Darwin und Galápagos erzähle, sei zwar ein seit Jahrzehnten widerlegter Mythos, hatte Hermann ihr erklärt, dieser Mythos habe den Inseln und ihren absonderlichen Bewohnern aber eine Aura verliehen, die weltweit ihresgleichen suche und geradezu greifbar mache, was Evolution bedeute. Deshalb sei es keineswegs selbstverständlich, sondern ein Privileg, dass sie in der berühmten Charles-Darwin-Station untergekommen seien und an Bord der *Queen Mabel* dürften. Hermann versuchte, ihr ihre spartanische Unterkunft schmackhaft zu machen, indem er auf die vielen Wissenschaftler verwies, die sich darum rissen, hier wohnen und forschen zu dürfen, und die oft lange darauf warten mussten. Manchmal vergaß er einfach, dass Anne nicht zu dieser Zunft gehörte.

Doch sie hatte Hermanns Entsetzen bemerkt, als er bei ihrer



Ankunft das kleine verschlafene Nest seiner Erinnerung im heutigen Puerto Ayora kaum noch wiedererkannte. Der Tourismus war in den letzten Jahren explodiert. Sollte er, der hier vor Jahren selbst geforscht und monatelang nach unbekanntem Tintenfischarten gesucht hatte, sich die Inselnatur etwa von einem dieser angelernten Guides erklären lassen? Niemand, und er wiederholte, *niemand* werde ihn dazu bringen, eines dieser Kreuzfahrtschiffe zu betreten. Es schien ihm wirklich ernst damit zu sein, und sie hatte es akzeptiert – um sich dann jeden Tag, nachdem sie auf der ach so begehrten *Queen Mabel* vergeblich nach einem Platz gesucht hatte, wo sie sich niederlassen und ein paar Sonnenstrahlen tanken konnte, an Bord eines der modernen Schiffe zu wünschen, die oft in den gleichen Buchten ankerten wie sie. Im Gegensatz zu ihnen konnten die Touristen sogar die Inseln betreten und sich zu den dösenden See-Löwen und Leguanen in den Sand setzen, durften sich den Vogelkolonien nähern und die Vulkane besteigen. Den Forschern war dies nicht erlaubt, weil sie Meereswissenschaftler waren und die Inseln mit ihren einsamen Stränden nicht Gegenstand ihrer Untersuchungen. Keiner von ihnen hätte es gewagt, ohne Genehmigung einen Fuß darauf zu setzen. Ein gutes Verhältnis zur Nationalparkverwaltung war die Voraussetzung ihrer Arbeit. Wer den Verboten zuwiderhandelte, brauchte sich kein zweites Mal um einen Arbeitsplatz zu bewerben, würde nie wieder ein Sandkorn oder eine Muschelschale außer Landes schaffen können.

Der Kontrast zwischen dem Luxus, der zahlungskräftigen Touristen geboten wurde, und den Umständen, unter denen die Forscher zu leben und zu arbeiten gezwungen waren, hätte größer kaum sein können, und Anne war verblüfft, wie klaglos die Wissenschaftler sich damit abfanden. Sie schienen nichts anderes erwartet zu haben und erzählten von exotischen Orten, wo die Arbeitsbedingungen und Lebensumstände noch

weitaus schlechter gewesen seien. Wie Hermann waren sie offenbar voll und ganz damit zufrieden, hier ihrer Arbeit nachgehen zu dürfen. Alles andere war sekundär. Anne nahm es als Aufforderung, sich nicht so anzustellen – mit mäßigem Erfolg.

Sie hatte sich ihren ersten Auslandsurlaub seit Jahren anders vorgestellt, ganz anders. Eine bequeme Liege am Pool oder Sandstrand, ein gutes Buch, abends ein gepflegtes Dinner, ein bisschen Romantik ... Immerhin war es ihre erste gemeinsame Reise mit Hermann.

Ihre beste Freundin Birgit fiel ihr ein, die es nicht eine Minute in diesem Zimmer ausgehalten hätte. Mit großen Augen hatte sie Anne angesehen, als die ihr von dem neuen Mann in ihrem Leben erzählte. »Im Ernst? Ein Biologieprofessor? Meinst du wirklich, so einer passt zu dir?«

Was für eine Frage. Natürlich passte Hermann zu ihr, dachte Anne trotzig. Hermann passte besser zu ihr als jeder andere Mann, der ihr in den letzten zehn Jahren begegnet war, daran zweifelte sie keine Sekunde, auch wenn er sie jetzt in dieser verdammten Baracke allein gelassen hatte. Sie wusste ja, warum er es getan hatte – nicht etwa aus Geiz oder Gedankenlosigkeit, sondern aus tief empfundener Begeisterung für seine Sache, die ihr tausendmal lieber war als die Langeweile, der Überdruß oder die großmäulige Mir-gehört-die-Welt-Attitüde, die sie bei anderen Männern erlebt hatte.

Manchmal erschrak sie darüber, wie viele Sorgen sie sich um ihre Beziehung machte, wie groß ihre Angst war, Hermann nach wenigen Monaten wieder zu verlieren. Sie hatte vergessen, wie schwer es war, die Freiräume, die jeder von ihnen für sich beanspruchte, so auszutarieren, dass beide auf ihre Kosten kamen, und allzu leicht fiel sie in Verhaltensweisen zurück, die sie schon lange überwunden geglaubt hatte.

Sie lutschte sich einen weiteren Blutstropfen vom Handrücken

cken und musste wieder an die sündhaft teuren Kieler Nachtschlampen denken und wie lange sie nach ihnen gesucht hatte. Sie hatte Hermann gebeten, die Lampen anzubringen, und der entzog sich dieser hausmännlichen Aufgabe so lange, bis es darüber fast zum Streit gekommen wäre. Warum hatte sie es nicht einfach selbst gemacht, wie in all den Jahren zuvor, in denen es keinen Mann in ihrem Leben gegeben hatte? Sie wusste genauso gut wie er, wie man Bohrmaschine und Schraubenzieher benutzte.

Trotzdem ... sie würde unter keinen Umständen noch einmal an einem Ort wie diesem tagelang auf ihn warten. Natürlich hatte sie ihr Einverständnis zu seiner zweiten Ausfahrt mit der *Queen Mabel* gegeben, doch schon gestern war ihr klar geworden, dass sie sich und ihrer Beziehung damit keinen Gefallen getan hatte. Umso mehr freute sie sich auf die letzte Woche ihrer Reise, die sie im ecuadorianischen Teil Amazoniens verbringen würden, darauf hatte sie bestanden. Dort würde es all das geben, was sie hier vermisste. Die komfortable Dschungellodge mitten im Nationalpark hatte sie selbst ausgesucht. Als ob sie geahnt hätte, was sie auf Santa Cruz erwartete.

Sie seufzte, wischte sich eine klebrige Schweißschicht von der Stirn und roch daran. Seltsam, die tropische Hitze lockte Duftstoffe aus ihr heraus, die daheim selbst die heißesten Tage nicht hervorbrachten. Auch Hermann verströmte hier einen kräftigen Geruch, den sie noch nie an ihm bemerkt hatte, aber es war ihr nicht unangenehm, im Gegenteil. Als sie am Nachmittag ihres ersten Tages auf Santa Cruz miteinander geschlafen hatten, klebten sie aneinander wie zwei verliebte Schnecken. Gierig schnüffelten sie sich gegenseitig die neuen ungewohnten Düfte von der Haut. Später, als sie gemeinsam unter der lauwarmen Dusche standen, erzählte Hermann, dass Schnecken Zwitter seien und einander spitze Liebespfeile ins Fleisch jagten. Kichernd wie zwei alberne Teenager spekulier-

ten sie, wie es wohl wäre, weibliche und männliche Erregung im gleichen Körper zu spüren, ob sich die Gefühle potenzierten oder eines stärker wäre und die Oberhand gewinnen würde. Das hatte sie nun davon, dass sie sich mit einem Zoologen eingelassen hatte.

Anne wälzte sich von einer Seite auf die andere. Es war so warm, und sie hätte so gerne geschlafen ... Sie lauschte den leisen Geräuschen der Geckos und den spanischen Stimmen. Es kam ihr auf einmal seltsam vor, dass sie kein Kichern, kein Lachen hörte. Dort hinten wohnten junge Leute, wahrscheinlich Praktikanten und Studenten vom tausend Kilometer entfernten Festland, die ihre Zeit auf Santa Cruz, weit weg von zu Hause, sicher nicht nur für die Rettung der hiesigen Tierwelt nutzten. In solchen Runden ging es normalerweise feuchtfröhlich und laut zu. Doch wer auch immer sich um diese Zeit da draußen aufhielt – sie glaubte drei oder vier Stimmen unterscheiden zu können –, es hörte sich so an, als führten sie eine ernsthafte, immer wieder von längeren Pausen unterbrochene Unterhaltung.

Ob es die Stimmen waren, die sie wach hielten? Nein. Der Jetlag, dachte Anne. Ihr langer Flug über den Atlantik lag nun schon eine Woche zurück, die Zeitumstellung machte ihr aber immer noch zu schaffen. Sie tastete nach dem Reisewecker, der neben ihr auf dem wackeligen Nachttisch stand. Drei Uhr fünfzehn. Sie rechnete stumm: drei Uhr fünfzehn plus sieben. Na klar, die Kollegen in Kiel arbeiteten schon seit Stunden. Um diese Zeit trafen sie sich oft zu Besprechungen. Sie sah sie vor sich, Becker, Hollinger, Bock und die anderen, wie sie mit übermüdeten, blassen Gesichtern um den großen Tisch saßen und ihren schaurigen Kaffee in sich hineinschütteten. Die Vorstellung hellte ihre Stimmung schlagartig auf. Die Blume, Sitz der Bezirkskriminalinspektion Kiel, war wirklich das Letzte,

was sie hier vermisste. Glücklicherweise war sie weit weg von alledem, war mit Hermann um die halbe Welt geflogen. Galápagos, Ecuador – mein Gott, sie hatte eine Gänsehaut bekommen, als er ihr dieses Reiseziel vorschlug.

Und es war ja auch großartig. Überwältigend. Die Unterbringung war nur das eine, etwas, das hoffentlich bald vergessen sein würde. An das, was sie mit Hermann vor der Isla Isabela erlebt hatte, würde sie sich dagegen ihr ganzes Leben erinnern, genauso wie an die Delfine im Canal Bolívar, die sich von der Bugwelle der *Queen Mabel* durch das Wasser schieben ließen, bis sie die Lust verloren und weiterzogen, an die Echsen in der Steilwand vor Española, die großen Rochen während der Überfahrt nach San Cristóbal, ihre übermütigen Salti, aus denen die pure Lebenslust zu sprechen schien. Die Forscher hatten ihr erklärt, dass die Tiere sich auf diese Weise ihrer Hautparasiten entledigten, und Anne glaubte zuerst, sie hätte sich verhört. Hatten sie keine Augen im Kopf, oder war es ihre Fantasielosigkeit, die sie zu solchen Erklärungen greifen ließ?

Sie legte ihre Hand auf das Bett neben ihr, strich über das Laken und dachte an Hermann, ihren Tintenfischverrückten, ihren Professor. Wie er aus vollem Halse gelacht hatte, als sie vor Isabela inmitten von Pinguinen, Pelikanen und verspielten Seelöwen im Wasser schwammen. Ein großer Schwarm fingerlanger blassblauer Fische hatte die Tiere herbeigelockt. Ringsumher jagten die Boobies, legten in zehn, fünfzehn Meter Höhe die Flügel und ihre hellblauen Füße an und schossen mit dem Schnabel voran wie Pfeile ins Wasser, metertief und in einen Mantel aus silbrigen Luftblasen gehüllt. Kurze Zeit später tauchten sie wie Korken wieder an der Oberfläche auf, um sich sofort ein weiteres Mal in die Luft zu schwingen und einen neuen Fischzug zu starten ... ein unglaublicher Moment, ein Erlebnis, das sie nie für möglich gehalten hätte. Plötzlich



brauchte, um zu begreifen, dass sie es sich nicht eingebildet hatte.

*Fuego* – das hieß Feuer, oder nicht? Ein Adrenalinstoß schoss durch ihren Körper. Die Station war von knochentrockenem Buschland umgeben. Wenn das in Brand geraten war, musste sie weg, so schnell wie möglich, runter zum Meer.

Sie sprang aus dem Bett, zog hastig Shorts und T-Shirt über, riss die Tür auf und sah sofort, dass sie sich nicht verhört hatte. Irgendwo hinter den Dächern der Station und den allgegenwärtigen Opuntienbäumen stieg eine Rauchsäule in den Nachthimmel, von unten beleuchtet durch ein helles, flackern-des Licht. Hin und wieder sah man sogar eine Flammenzunge, die in die Höhe schoss und schnell wieder verschwand. Wo genau, war nicht zu erkennen. Es war aber nicht der Busch, der da brannte, dafür war der Rauch zu weit entfernt. Es bestand keine unmittelbare Gefahr.

Ein paar Meter weiter rechts, wo die steinige Zufahrt auf die Terrasse traf, stand eine Gruppe von sieben oder acht Personen und starrte auf die Bucht hinaus. Sie erkannte Carol, eine kanadische Geologin, und Salvatore und Lieke, zwei der Doktoranden. Alle drei waren mit auf dem Schiff gewesen. Wenigstens jemand, mit dem sie reden konnte, dachte Anne erleichtert, obwohl sie auch mit ihren Englischkenntnissen haderte. Es war so lange her, dass sie sich in einer Fremdsprache verständigt hatte.

Die Tür des Nachbarzimmers öffnete sich, und ein hagerer Mann in Unterhosen erschien auf der Schwelle. Er fuhr sich mit beiden Händen über den kahl geschorenen Kopf und erstarrte mitten in der Bewegung, als er die Rauchsäule sah. Auch Reinhardt Schwan, ein Schweizer Sedimentologe, der an einer amerikanischen Universität unterrichtete, war auf der *Queen Mabel* gewesen. Sie hatte gar nicht gewusst, dass sie alle Nachbarn waren. Tagsüber hatte sie keinen von ihnen gesehen.

»Was ist passiert?«, rief sie auf Englisch und trat auf die Gruppe zu. Einige drehten sich kurz um, junge, ratlose Gesichter. Anne kam sich in dieser Gesellschaft furchtbar alt vor.

Eine junge Frau mit rundem, puppenhaftem Gesicht ließ einen spanischen Wortschwall los, in dem Anne nur das Wort *explosión* verstand.

»Was? Eine Explosion? Es hat eine Explosion gegeben?« Anne sah fragend von einem zum andern.

»Ich glaube, ich bin davon aufgewacht«, bestätigte Lieke, die durch ihre Größe und die langen strohblonden Haare aus der Gruppe herausstach. Anne hatte sie schon auf der *Queen Mabel* bewundert, eine bildhübsche junge Holländerin, von der weder die einheimische Bootsbesatzung noch die männlichen Wissenschaftler die Augen lassen konnten.

Die jungen Ecuadorianer redeten jetzt alle durcheinander. Anne sah Reinhardt und Carol Hilfe suchend an. Sie wusste, dass die beiden ausgezeichnet Spanisch sprachen.

»Sie sagen, eine ganze Weile sei nur ein rötlicher Schimmer zu sehen gewesen«, übersetzte Carol. »Dann habe es irgendwann geknallt, und immer mehr Rauch sei aufgestiegen. So hoch wie jetzt schlagen die Flammen erst seit ein paar Minuten. Mehr wissen sie nicht. Sie rätseln schon die ganze Zeit, was da passiert sein könnte. Sie vermuten, dass es in der Bucht brennt.«

»Ja«, Anne nickte, »so sieht es aus. Aber was soll da brennen?«

»Quizás un barco«, sagte ein junger Mann mit ernstem Gesicht.

»Was?«

»Ein Schiff.«

»Wenn ihr es genau wissen wollt, müsst ihr zum marinen Labor gehen«, sagte Reinhardt und gähnte. Er schien nicht besonders beunruhigt zu sein.



Sie standen einen Moment unschlüssig beieinander. Jetzt hörte man das Feuer sogar, ein leises Prasseln, hin und wieder ein lautes Knacken. In der Ferne, vielleicht im Hafen, heulte eine Sirene auf.

Auf dem Weg vor ihnen näherten sich von rechts knirschend Schritte. Die Umrisse eines Mannes schälten sich aus der Dunkelheit. Er trug nur Badeshorts und blieb im Dunkeln stehen.

»Hola!«, grüßte der Mann. »Weiß von euch jemand, was da los ist?«

Anne erkannte seine Stimme. Es war David Bartels, einer der deutschen Doktoranden, der offenbar in dem Haus wohnte, in das sie gerne umgezogen wäre. Jetzt war fast die gesamte Forscherriege der *Queen Mabel* versammelt. Nur die kleine Isabelle fehlte. Und Hermann natürlich.

»Konntest du von deiner Terrasse aus etwas erkennen, David?«, fragte Lieke.

Er drehte sich um und blickte in die Bucht. »Nein, nur einen Feuerschein. Nicht viel mehr als von hier.«

»Also, jetzt will ich es genau wissen.« Salvatore blickte sich um. »Kommt jemand mit?«

Reinhardt machte eine wegwerfende Handbewegung. »Was geht denn uns das an? Gibt es eben ein Scheißschiff weniger. Sind sowieso mehr als genug. Ich für meinen Teil leg mich wieder ins Bett.« Er drehte sich um und verschwand in seinem Zimmer, ließ die Tür aber offen stehen.

Salvatore war auf den Weg getreten und wartete. Die meisten hatten nur Unterhosen und T-Shirts an, manche trugen nicht einmal Schuhe an den Füßen. Einige schüttelten den Kopf.

»Ich komme mit«, sagte Anne und lief schnell in ihr Zimmer, um sich Sandalen anzuziehen.

»Ich auch«, sagte Carol.

David, Lieke und zwei der Ecuadorianer schlossen sich

ebenfalls an. Zusammen ließen sie die anderen auf der Terrasse zurück und liefen schweigend den Weg entlang, der zum Meer und zu den Verwaltungsgebäuden der Station hin sanft abfiel. Sie passierten das entomologische Labor und ein größeres futuristisches Gebäude mit einer wellenförmigen Dachkonstruktion, in dem sich Büros und das Herbarium der Station befanden.

Die bodennahen Lampen, die den Weg hätten beleuchten sollen, waren kaputt, alles lag im Dunkeln. Nur mit Mühe hatte Anne gestern den Weg aus Puerto Ayora zurückgefunden, der immer finsterer wurde, je näher sie ihrem Quartier kam. Sie war allein gewesen und wäre auf der zu Anfang noch asphaltierten Straße fast über ein hühnergroßes Wesen gestolpert, das dort munter hin und her lief, ohne sich von ihrer Gegenwart im Geringsten beeindruckt zu zeigen. Mit klopfendem Herzen war sie stehen geblieben und hatte versucht herauszubekommen, mit wem sie es zu tun hatte. Es war eine Art Reiher, erkannte sie schließlich, der mit seinem langen, spitzen Schnabel große schwarze Käfer von der Straße pickte. Vor ihrem Zimmer hatte sie am Morgen schon eine Schlange gesehen und wenig später neben einem der Schildkrötengehege einen monströsen schwarzen Tausendfüßer, der ihr mehr als unheimlich gewesen war. Das sei eines der wenigen Tiere, vor denen man sich auf Galápagos in Acht nehmen müsse, hatte ihr ein Pfleger erklärt, den ihr Aufschrei herbeigelockt hatte. Sie hatte sich vorgenommen, diesen Weg nie wieder allein und ohne Taschenlampe entlangzugehen.

Das Feuer war hinter Häusern und Bäumen verborgen, nur seine Geräusche und ein rötlicher Schimmer wiesen ihnen den Weg. Einmal war ein lautes Krachen zu hören, als sei irgendeine größere Konstruktion zusammengestürzt.

Sie kamen an ein Rondell, wo endlich auch ein paar Lampen brannten, liefen um ein flaches Gebäude herum und dann

auf einen Maschendrahtzaun zu. Das Tor war nur angelehnt. Dreißig Meter weiter öffnete sich der Blick auf die Bahía Academy, eine lang gestreckte Bucht, an deren Ende Puerto Ayora lag. Um freien Blick auf das Feuer zu haben, mussten sie am marinen Labor vorbei bis zum Wasser hinuntergehen. Ein paar Leguane, die auf der Kaimauer schliefen, machten ihnen widerwillig Platz.

»Tatsächlich, wieder ein Schiff«, rief Salvatore, der als Erster ankam.

Die Bucht war voller bunter Positionslichter. Und mittendrin stand eine Segeljacht vom Bug bis zum Heck in Flammen. Ihr Mast war umgeknickt und auf die Kajüte gestürzt.

Anne hatte sich schon gefragt, warum hier fast alle Boote an Bojen festgemacht waren, darunter viele Privatjachten, vor allem aber Wassertaxis und Ausflugsboote, die für Tagestouren und Tauchfahrten genutzt wurden. Wer an Land oder von der Pier auf sein Schiff wollte, musste mit dem Panga fahren oder eines der vielen kleinen Shuttleboote nehmen. Dass zwei der größeren Kreuzfahrtschiffe weit draußen ankerten, wunderte sie nicht, für Pötte dieser Größe gab es in dieser Bucht einfach nicht genug Platz. Für die kleineren Schiffe schien ihr das Hafengewasser eigentlich tief genug zu sein. Wahrscheinlich wollte man allzu großes Gedränge vermeiden. Die Bucht war schmal, die Zahl der Liegeplätze im Hafen begrenzt, und während der Stoßzeiten herrschte reger Verkehr.

Mittlerweile standen alle auf dem kleinen Steg und starrten schweigend in die Bucht hinaus. Lieke sprach aus, was sich wohl alle fragten: »Wieso fängt so ein Schiff mitten in der Nacht an zu brennen?«

»Ihr habt doch von einer Explosion gesprochen«, sagte Anne. »Vielleicht ist eine Gasflasche hochgegangen.«

»Einfach so? Dazu braucht es doch mindestens einen Funken, irgendetwas, das das Gas entzündet.«

Carol wies auf die vielen Bootslichter hin. »Wo Lampen leuchten, fließt Strom. Und wo Strom fließt ...« Sie hob die Schultern und ließ sie wieder fallen.

»Und warum kommt niemand und versucht zu löschen«, fragte jemand. »Gibt es im Hafen keine Feuerwehr?«

»Natürlich gibt es die«, antwortete David. »Aber sieh's dir doch an, die würde jetzt viel zu spät kommen. Da ist nichts mehr zu retten. Sie sollten es einfach ausbrennen lassen.« Er wandte sich ab und lief auf das Haus zu. Wieder huschten ein paar Leguane davon. Auf dem braun-schwarzen Vulkangestein waren sie kaum zu erkennen. »Ich geh wieder nach oben. Ich bin müde. Kommst du mit, Liebe?«

»Hört ihr das?«, rief Salvatore plötzlich. Die anderen, die sich David anschließen wollten, blieben abrupt stehen.

»Was meinst du?«

»Ich hab Stimmen gehört. Da schreit jemand.«

»War bestimmt nur ein Vogel.« David legte den Kopf schief und runzelte die Stirn. »Ich hör nichts.«

»Ich auch nicht«, sagte Liebe.

»Pscht«, machte der Italiener. »Seid doch mal still. Da!« Die anderen hielten die Luft an und lauschten. Nach einer Weile schüttelte David den Kopf. »Also, ich höre nichts. Ist doch auch Quatsch, Salvatore. Auf den Schiffen da in der Bucht sind um diese Zeit keine Menschen mehr.«

»Warum denn nicht? Guck doch hin. Auf den anderen Booten sind doch auch welche.« Tatsächlich waren auf einigen Schiffen spärlich bekleidete Menschen zu sehen. Manche schienen Eimer in der Hand zu halten. Wahrscheinlich hatten sie Angst, dass das meterhoch auflodernde Feuer auf ihr Schiff übergreifen könnte. Vom Ufer aus war kaum zu erkennen, wie weit die Leute vom Brandherd entfernt waren.

»Da, wieder!« Salvatore erstarrte. »Ganz deutlich. Da schreit jemand. Verdammt, da sind Menschen im Wasser.«

»Salvatore hat recht.« Carol machte ein entsetztes Gesicht, und auch die anderen hatten es jetzt gehört.

»Scheiße ...«, fluchte David.

»Wir müssen irgendwie da hin, oder?« Der Italiener sah sich hektisch um. »Man muss doch helfen. Wo ist das Panga?«

David ergriff seinen Arm. »Du willst doch nicht mit dem Schlauchboot zu einem brennenden Schiff fahren? Denk an den Funkenflug. Viel zu gefährlich. Da kannst du gleich schwimmen.«

»Ich glaube, das sind die Leute auf den anderen Schiffen, die da rufen«, sagte Lieke.

Unschlüssig standen sie nebeneinander auf der kleinen Anlegestelle, lauschten dem Prasseln des Feuers und starrten in die Bucht hinaus. Dann entdeckte jemand das hell erleuchtete Schiff, das sich aus Puerto Ayora näherte. Vorn im Bug stand ein Mann mit einem Schlauch. Ein Aufatmen ging durch die Gruppe. »Jetzt kommen sie. Na toll.«

»Besser jetzt als gar nicht.«

Sie versuchten zu erkennen, was um die brennende Jacht herum geschah. Aber die Entfernung war zu groß, und niemand hatte daran gedacht, ein Fernglas mitzunehmen.

Anne fiel ein, was der Italiener gesagt hatte, als er den Steg erreicht und das brennende Schiff gesehen hatte. »Salvatore, hast du vorhin *wieder* gesagt? Es ist *wieder* ein Schiff?«

»Hmhm. Als wir auf der *Queen Mabel* waren, soll schon eins gebrannt haben. Ein Bekannter aus Puerto Ayora hat es mir erzählt.«

»Merkwürdig«, sagte Anne. Aus der Dunkelheit hinter ihr waren leise Stimmen und Schritte zu hören. David und die anderen hatten sich schon auf den Rückweg begeben. Kurz entschlossen hakte sie sich bei Salvatore unter und fragte: »Gehen wir?« Sie hatte keine Lust, wieder allein durch diese exotische Dunkelheit zu irren.

Salvatore nickte, aber er zögerte noch. »Du hast die Schreie doch auch gehört, oder?«

»Ja«, antwortete Anne. »Aber ob da wirklich jemand um Hilfe gerufen hat, kann ich nicht sagen.«

»Ich bin mir fast sicher, dass das nicht von den anderen Booten kam.« Der junge Mann war sichtlich verwirrt. »Bestimmt kann ich heute Nacht nicht mehr schlafen.«

»Mach dir keine Sorgen. Jetzt ist ja die Hafenfeuerwehr da. Wenn da wirklich jemand ist, holen sie ihn raus.«

»Ja«, sagte Salvatore und sah noch einmal aufs Wasser hinaus. »Hoffentlich.«

*Isla Isabela, Canal Bolívar, Queen Mabel*

Damit hatte Hermann nicht gerechnet. Gestern, nur wenige Kilometer entfernt, auf der anderen Seite des Kanals zwischen Isabela und Fernandina, war das Wasser über dem Tentakelrasen der Glasrosen noch klar und angenehm warm gewesen. Jetzt fror er schon nach wenigen Minuten, und die Sichtweite betrug keine sieben Meter. Wie kalt das Wasser war, wusste er nicht, er musste aber an eine Messung der *Beagle*-Besatzung denken, die ihn einhundertachtzig Jahre später noch genauso beeindruckt hatte wie die Seeleute damals an Bord von Captain FitzRoys Schiff: 14,7 Grad Celsius, gemessen nicht weit von hier, vor der Südwestspitze von Isabela. Er hätte vor dem Tauchgang daran denken sollen. Für Temperaturen wie diese war sein Dreimillimeteranzug nicht gemacht. Er und seine Kollegen schwammen praktisch auf dem Äquator entlang, aber es fühlte sich an wie die Ostsee im Spätherbst. Kaltes Tiefenwasser des riesigen Pazifiks schwappte in den Spalt zwischen den beiden Inseln und riss sie buchstäblich mit.

Dieses Wasser war voller Leben. Um sie herum trieben Myriaden transparenter Gestalten, Plankton, schwebende Wolken rundlicher, schlangenähnlicher, in Ketten aufgereihter, auf und ab tanzender, zuckender, nesselnder kleiner Fabelwesen, eine Wunderwelt mariner Zwerge. Die drei Taucher hatten allerdings nicht die Muße, sie genauer zu betrachten oder darüber nachzudenken, was ihre Anwesenheit bedeutete. In der kräftigen Strömung waren sie viel zu sehr damit beschäftigt, nicht die Kontrolle über ihre Körperhaltung zu verlieren.

Unter ihnen war schemenhaft der Boden auszumachen. Sie

trieben über dunkle Felsgebilde hinweg, über absonderliche Kreationen erstarrter Lavaströme. Sie waren der einzige Bezugspunkt, der ihnen gestattete, ihre Lage im Raum zu erkennen und die Geschwindigkeit abzuschätzen, mit der sie durch das Wasser glitten. Der Kapitän der *Queen Mabel* hatte sie vor dem Frühstück auf das Förderband der Strömung gesetzt, und schon waren sie in Bewegung. Jetzt wartete das Schiff etliche Hundert Meter weiter, um sie am Ende ihres Tauchgangs wieder aufzulesen. Dazwischen lag eine kalte Meerwasserautobahn, auf der sie nun ohne Halt dahinsausten und darauf achteten, sich nicht aus den Augen zu verlieren und eine aufrechte Haltung zu bewahren. Manchmal hielten sie sich alle drei an den Händen fest oder wedelten mit den Armen im Wasser herum und nutzten sie als Steuerruder. Jeder von ihnen zog zur Sicherheit eine an der Oberfläche schwimmende rote Boje hinter sich her, damit sie nicht verloren gingen. Den Bojen folgte in geringem Abstand das Panga.

Angst hatte Hermann unter diesen Umständen nicht, aber der Kampf gegen die Kälte und den Wasserstrom kostete ihn viel Kraft, das spürte er, und er versprach sich nichts von diesem wilden Ritt, konnte darin kaum mehr sehen als einen letzten hilflosen Versuch, doch noch zum Erfolg zu kommen und den ominösen Hai aufzuspüren.

Sie hatten eine Aufgabe, nur deshalb hatte er es überhaupt vor sich rechtfertigen können, Anne allein in Puerto Ayora zurückzulassen, und er bezweifelte, dass es sie diesem Ziel näher brachte, wenn sie jetzt als Spielbälle einer ungewöhnlich starken Strömung durchs Wasser schossen. Hoffentlich hatten Alberto und Dieter den Tauchgang gut geplant, denn wenn ihnen jetzt etwas den Weg versperren sollte, ein Felsen oder ein Schiffswrack, würde das für sie kein gutes Ende nehmen.

Auch Alberto schien zu frieren, denn er rieb sich mit beiden Händen die Oberarme. Dieter warf einen Blick auf sei-



nen Tauchcomputer, um ihre Tiefe zu kontrollieren, und signalisierte dann, dass alles in Ordnung war. Von wegen. Hermann schauderte. Es fehlte nicht mehr viel, und er würde sich den Rest seiner Tropenreise mit einer heftigen Erkältung herumschlagen.

Er schaute zurück in die Richtung, aus der sie kamen, ein Blick ins tiefe Blau, der beim Tauchen immer mit der bangen Hoffnung verbunden war, irgendein Großfisch könnte sich nähern. Der nach Norden enger werdende Canal Bolívar, an seiner schmalsten Stelle keine hundert Meter tief, war normalerweise kein idealer Ort für ein derartiges Aufeinandertreffen, heute herrschten aber besondere Bedingungen, und darüber hinaus befanden sie sich in der Nähe der Position ihrer ersten Begegnung mit dem Hai. Mindestens ein Mal hatte er sich also hierher verirrt. Hermann fiel ein, dass das Wasser auch bei diesem Tauchgang recht kalt gewesen war – ein gutes Omen?

Kaum ging ihm dieser Gedanke durch den Kopf, hatte er das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Da war doch eine Bewegung im Wasser. Er verfluchte die schlechte Sicht und starrte so angestrengt ins Blau, dass seine Augen schmerzten.

Plötzlich spürte er den festen Griff Albertos an seinem Arm. Er drehte widerwillig den Kopf und sah sofort, worauf der Ecuadorianer ihn aufmerksam machen wollte. In der anderen Richtung spielte die Musik, nicht hinter, sondern vor ihnen. Irgendetwas Dunkles, Riesiges materialisierte sich im trüben Wasser. Es hatte die Ausmaße eines Einfamilienhauses, und sie trieben direkt darauf zu. Beim Näherkommen zerfiel der eine große Umriss in drei kleinere Objekte, jedes so groß wie ein Auto, und Sekunden später erkannten die Taucher, dass es Lebewesen waren, drei Mantas in Formation, begleitet von einem halben Dutzend Schiffshalterfischen. Einer, der größte, ein mindestens sechs Meter breiter Riese, schwamm dicht unter der Wasseroberfläche, die beiden anderen flankierten ihn

etwas tiefer. Mehrfach blitzte Dieters Kamera auf. Die Rochen nutzten die Strömung, die ihnen nichts auszumachen schien, um sich das Kleingetier geradewegs ins breite Maul spülen zu lassen. Dabei zitterten die markanten Hautlappen am Kopf im Wasserstrom, die Flügel bewegten sich ruhig auf und ab.

Kaum hatte sich Hermann optimal ausgerichtet, um die prächtigen Tiere filmen zu können, hatte die Strömung ihn unter ihren weit ausladenden Flossenflügeln hindurchgetrieben. Er erwischte sie nur noch von hinten, und dann entfernten sie sich rasch, ihre Umrisse verschwammen, lösten sich innerhalb von Sekunden auf, und im nächsten Moment trieben die drei Taucher wieder allein im Wasser, als sei es nie anders gewesen. Das Ganze hatte wahrscheinlich nur Sekunden gedauert, eine submarine Fata Morgana.

Hermann starrte in die Richtung, in der die Mantas verschwunden waren. Sein Herz klopfte. Was für ein unglaublicher Anblick! Wahrscheinlich hätte man auch fast auf eine solche Begegnung wetten können, sicher gab es hier noch mehr dieser Rochen, aus allen Himmelsrichtungen angelockt von diesem ungewöhnlich reichhaltigen Nahrungsangebot. Ein Fest für die Planktonfresser. Vielleicht gab es sogar Wale und Walhaie im Kanal.

Doch ein Zusammentreffen mit Mantas, diesen sanftmütigen Riesen, gehörte schon zu den größten Glücksmomenten, die man unter Wasser erleben konnte. Es war vermessen, auf noch mehr zu hoffen. Hermann kostete das Gefühl aus, das der Anblick der Tiere in seinem Körper hinterlassen hatte, spürte seinen Herzschlag, pumpte Luft in seine Lungen. Er wusste, dass es den anderen genauso ging. Ein kurzer, aber unvergesslicher Moment – die Kälte war vergessen. Sie zeigten sich das OK-Zeichen, strahlten hinter ihren Masken über das ganze Gesicht und trieben weiter.

Nach einer Weile stellte sich bei Hermann wieder das Ge-

fühl ein, dass außerhalb seines Sichtfeldes etwas Großes herumschwamm und ihnen folgte. Sicher bildete er es sich nur ein. Er war gierig geworden, und die Sicht war miserabel. Wer so wenig erkennen konnte, wurde leicht zum Opfer seiner Fantasie. Trotzdem kniff Hermann die Augen zusammen und bemühte sich, hinter den Planktonwolken etwas zu erkennen.

Dieter zeigte auf seinen Computer und dann nach oben. Ja, sie sollten wirklich aufsteigen. Sie waren zwar keine zehn Meter tief, und da sie sich kaum bewegten, hätte ihre Luft noch lange gereicht. Aber bei diesen Temperaturen bestand die Gefahr, dass sie unterkühlten. Sie sollten sich lieber auf dem Schiff aufwärmen, frühstücken, ein wenig ausruhen und es dann später noch einmal an einer anderen Position versuchen. Zwei Versuche hatten sie noch, bevor es in der Nacht zurück nach Puerto Ayora gehen sollte, wo Anne auf ihn wartete. Vielleicht hatten sie Glück, und die Sichtverhältnisse verbesserten sich. Hermann hatte das Gefühl, dass die Strömung schon jetzt nachließ.

Sie verständigten sich mit Handzeichen und stiegen dann mit langsamen Flossenbewegungen zur Oberfläche auf. Direkt über ihnen zeichneten sich an der Wasseroberfläche die dunklen Umrisse des Pangas ab.

Ein letzter Blick zurück, und wieder glaubte Hermann, etwas zu sehen. Er machte die anderen auf sich aufmerksam, zeigte ins Blaue und deutete mit einer schaukelnden Handbewegung an, dass er nicht genau wusste, ob da etwas war. Sie hatten Zeit, also schwebten sie nebeneinander, trieben weiter und warteten. Eine Minute, zwei, drei ...

Und dann schoss etwas, ein großer, schlanker grauer Körper, so plötzlich und schnell aus der Tiefe empor und unter ihnen hindurch, dass ihre Formation augenblicklich in Unordnung geriet. Dieter war vor Schreck nach hinten gekippt, strampelte mit den Flossen im Wasser herum, schlug Hermann

fast die Videokamera aus der Hand, verhedderte sich in Albertos Bojenleine und versuchte trotz allem zu fotografieren. Dabei war inzwischen überhaupt nichts mehr zu sehen. Es war ein Hai gewesen, keine Frage, aber war es ihr Tier? Und wo war er geblieben?

Es dauerte keine Minute, sie waren noch damit beschäftigt, Alberto aus Dieters Leine zu befreien, als der Hai diese Frage höchstpersönlich beantwortete. Er kam zurück, zog langsam enger werdende Bogen um die drei Taucher und verschwand dabei immer wieder für Sekunden aus ihrem Gesichtskreis, um kurz darauf an unerwarteter Stelle wiederaufzutauchen. Hermann filmte, Dieter fotografierte, und alle drei drehten sie sich fortwährend um sich selbst, um ihn nur ja nicht aus den Augen zu verlieren. Dabei kam er ihnen schließlich so nahe, dass sie nur die Hand hätten ausstrecken müssen, um ihn zu berühren.

War es das Tier, das sie suchten? Hermann hätte die Frage nicht mit Sicherheit beantworten können. Er konzentrierte sich darauf, ihre Begegnung zu dokumentieren und den bulig wirkenden Hai möglichst lange und vollständig im Bild zu behalten. Alles andere konnten sie später anhand der Filmaufnahmen klären.

Aus dem Augenwinkel registrierte er, dass Alberto irgendetwas aus seiner Westentasche holte. Als das Tier wieder an ihnen vorüberstrich, neugierig bis in die Schwanzflossenspitze, schwamm der Ecuadorianer mit einem Flossenstoß darauf zu, streckte die Hände nach der riesigen Rückenflosse aus, Hermann hörte ein metallischen Klicken, als ob etwas zuschnappte, der torpedoförmige Fischkörper zuckte, und das Tier schoss davon, angetrieben von zwei, drei kräftigen Hieben mit der Schwanzflosse.

Diesmal warteten sie vergebens auf seine Rückkehr.